

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 27.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Die dunkle Röthe war aus seinem Gesichte gewichen, und verschwunden von der Stirn und aus den Augen das finstere Gewölk, welches sein Gesicht so abstoßend machte. Statt dessen hatte mit mildem Glanze ein Hauch des Friedens sich darüber gebreitet und alle Härte aus demselben weggenommen. Die Augen, welche stets ein so wildes Feuer zeigten, hatten sich mit Thränen gefüllt, und zwei große Tropfen perlten schwer und langsam über die rauhen Wangen.

War es die süße, beseligende Kindheit, welche bei den großen, schwerfälligen Schriftzügen des Briefes in die Erinnerung des Försters trat, oder das traute Gesicht der Mutter, das sich einst voll überströmender Liebe über den lockigen Knaben geneigt und ihn nun aus den Zeilen anlächelte, oder war es ein gramvolles, abgehärmtes Gesicht, das flehend zu ihm aufschaute, was das Eis in seiner Brust zum Schmelzen brachte? —

Bei den Worten des Briefträgers schnellte er von seinem Stuhle empor und fuhr mit der Hand über die Augen. Durch ein höhnisches Lachen versuchte er es, die Regung seines Innern, die so unwiderstehlich zum Durchbruch gekommen war, zu verspotten und wieder das alte Gesicht aufzustecken, doch gelang ihm dies nicht.

„Muß noch in den Wald,“ sagte er mit rauher, aber zitternder Stimme. „Es ist mir heut so wirr im Kopfe.“ Er setzte den Hut auf und warf die Büchse über die Schulter.

Der Briefträger begriff, daß hier jede Frage überflüssig sei, und wortlos reichte er dem Förster zum Abschiede die Hand; der Druck derselben aber, der so ganz anders war wie sonst, sagte dem Förster, daß dem alten Mann die Ursache seiner Bewegung kein Geheimniß war und daß sie ihn in seiner Achtung eher gehoben als erniedrigt.

Schweigend gingen sie ein Stück zusammen, dann bog der Förster nach einem kurzen unverständlichen Gruße plötzlich vom Wege ab und verlor sich rasch im Dickicht des Waldes.

War der Vertrag wirklich gefunden, oder hatte Berner nur falschen Lärm geschlagen? So hatte sich der Pfarrer beim

Nachhausegehen gefragt, und der Gedanke an den Vertrag hatte ihn die ganze Nacht beschäftigt. Fortgesetzt hatte er gegrübelt, vor lauter Möglichkeiten aber, die vor ihm auftauchten, zuletzt keinen Ausweg gefunden. Mit wirrem Kopfe war er ungewöhnlich früh aufgestanden und in den Wald gegangen, um klarere Gedanken zu bekommen, und, den Kopf tief auf die Brust geneigt, schritt er feuzend dahin. Plötzlich blieb er überlegend stehen.

„Der Berner kann nicht die Wahrheit gesagt haben,“ rief er aus. „Der Vertrag kann nicht gefunden sein; denn besäße ihn Egler, dann hätte er schon davon Gebrauch gemacht, und dem Förster wäre es nicht eingefallen, sich im Ernste um das Mädchen zu bewerben. An den Fingern hätte er sich die Abweisung herausrechnen können. Man hat mir zwar hochmüthig genug einen Korb gegeben, — aber besäße man den Vertrag, man träte doch ganz anders auf. Wo aber kann er stecken?“ — Er schwieg einen Augenblick sinnend und nahm dann eine Prise. „Fah!“ rief er, „wie kann ich so blind sein und mir über ein Ding den Kopf zerbrechen, das doch sonnenklar ist! Wer kann den Vertrag denn anders haben als der Förster? Was kann er weiter mit dem Dokumente anfangen, wenn nicht das Mädchen seine Frau wird? Und die Heirath ist so gut wie eine Uebertragung des Dokuments auf den Förster! O, Herr Menschenfeind!“ schloß er triumphirend, „sind wir dir endlich auf die Spur gekommen?“

Er blickte sich schein um, ob auch Niemand seine Worte belauscht, aber nichts regte sich im Walde. Ganz von seiner Entdeckung erfüllt, schlug er den Weg nach Falkenburg ein, von allerlei Plänen über die beste Verwerthung seines Geheimnisses beschäftigt. Sollte er mit dem Förster, sollte er mit dem Grafen gehen? Der letztere konnte ihm mehr bieten und war ihm sicherer, und schnell gelangte er zu dem Entschlusse, bei dem Förster auf den Strauch zu schlagen und dem Grafen seine Entdeckungen zu verkaufen.

Es währte nicht lange, so befand er sich dem Förster gegenüber, der, in Gedanken verloren, daher kam und erst aufblickte, als er nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war. Er sah blaß aus und seine Augen trugen Ränder, die Spuren einer

durchwachten Nacht. Seine Haltung war heut etwas nachlässig, er sah etwas zusammengefallen aus und er bedurfte einer gewaltigen Anstrengung, um seine alte stolze Haltung wiederzufinden. Mit einem mürrischen Kopfnicken erwiderte er den Gruß des Pfarrers, dem sein verändertes Wesen nicht entging.

„Bringen Sie Nachrichten von dem Mädchen, Pfarrer?“ fragte er. „Die Geschichte muß sobald wie möglich zum Abschluß gelangen.“

„Sehr schwer beizukommen, Förster, seitdem das Mädchen reiche Erbin geworden. Haben wohl schon gehört, was die Leute erzählen? Der Wald hier gehöre dem Egler; das Mädchen ist das einzige Kind, Förster. . .“

Er kniff bei diesen Worten listig die Augen zusammen und suchte im Gesichte des Försters den Eindruck seiner Worte zu lesen. Ein finsterner Schatten schien blisschnell darüber zu zucken, dann aber lag darin wieder die gewöhnliche kalte Ruhe, und in ärgerlichem Tone sagte er:

„Ich will von Ihnen wissen, wie das Mädchen meine Bewerbung aufgenommen, nicht das, was die Leute erzählen.“

„Hm,“ entgegnete der Pfarrer, eine Priese nehmend, „die Antwort liegt doch auf der Hand. Sie erklärte mir einfach, der Herr Förster will nicht mich, sondern den Wald heirathen, den ich nach unserm alten Vertrage einmal mitbekommen werde.“

„Das hat sie nicht gesagt, das kann sie nicht gesagt haben!“ brauste der Förster auf. Ein Gedanke durchzuckte ihn und mit funkelnden Augen betrachtete er den Pfarrer. „Seid Ihr gekommen, mich auszuforschen?“ fragte er. „Hütet euch, Pfarrer!“ Er war einen Schritt vorgetreten und, am ganzen Leibe zitternd, war der Pfarrer zurückgewichen.

„Stehe ab vom Born,“ sagte er ängstlich, „und laß den Grimm. Erzürne dich nicht, daß du auch Böses thuest, denn die Bösen werden ausgerottet, die aber des Herrn harren, werden das Land erben.“ Bei diesem langen Spruche hatte der Pfarrer Zeit gefunden, sich zu fassen. „Schüttet euer Herz vor Gott aus, Förster,“ fügte er hinzu, „Gott ist unsere Zuversicht und Gott kann helfen.“

„Was soll das?“ sagte der Förster.

„Ich möchte Ihnen gerne helfen, Förster,“ antwortete der Pfarrer. „Aber wie kann ich es, wenn Sie mich nicht klar sehen lassen?! Wäre ich bei dem Mädchen mit der Thür in's Haus gefallen, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, daß Sie eigentlich den Wald heirathen wollen? Gewiß nicht. Ganz anders hätte ich es angefangen; von der Schönheit des Waldes etwa gesprochen, vom lieblichen Wohnen darin an der Seite eines ächten Jägers. O, ich hätte Wunder mit meinen Worten bewirkt. Ich könnte es von Neuem versuchen, aber erst müßte ich doch wissen. . .“

„Wo der Waldvertrag steht, den der Geometer Blumenthal gesehen haben will und der weder bei Egler, noch sonst irgendwo aufzutreiben ist,“ unterbrach ihn der Förster wieder heftig. „Schickt euch nicht Erlaucht? — Kommt mir nicht als Spion, Pfarrer,“ ergänzte er seine Worte und faßte bezeichnend den Lauf seiner Büchse. „Mit dem Spion rede ich auf andere Weise.“

Der Pfarrer fuhr wieder ängstlich zurück. „Was erhalte ich, Förster,“ sagte er nach einer Pause, „wenn ich Ihnen die Erbin amut der Erbschaft zuführe?“

Einen Augenblick stand der Förster schwankend, ob er sich weiter mit ihm einlassen solle oder nicht, dann antwortete er, die Büchse wieder über die Schulter werfend: „Mein Auftrag war deutlich: um das Mädchen handelt es sich, nicht um die Erbschaft, und das Mädchen wird mein auf alle Fälle. Eurer Unterstützung dabei aber bedarf ich nicht weiter.“

Ohne eine Antwort des Pfarrers abzuwarten, schritt er rasch davon. Dieser aber setzte seinen Weg zum Schlosse fort, fest überzeugt, daß Niemand anders als der Förster den Vertrag besitzen könne.

Der Graf trat ihm erwartungsvoll entgegen. „Scheinen gute Botschaft zu bringen,“ sagte er. „Kämen sonst nicht so früh.“

Der Pfarrer nickte mit dem Kopfe und nahm den Stuhl, den ihm der Graf bot. „Nach unendlicher Mühe, Erlaucht, ist es mir gelungen, den Waldvertrag zu entdecken.“

Der Graf, welcher auf dem Sopha Platz genommen, schnellte bei diesen Worten empor. „Wie? was? gefunden? Wo ist er, Pfarrer, wo ist er?“

„Er ist noch zu holen, Erlaucht; mit Gottes Hülfe aber wird es gelingen.“

„Wer hat ihn? spricht schnell, Pfarrer. Jetzt keine unnütze Folter.“

„Erlaucht wollen sich gütigst erinnern, daß mir für die Entdeckung eine Aussteuer versprochen worden. . .“

„Habe ich mein Versprechen bei Wiesenvertrag nicht gehalten?“ fragte der Graf mit einem Anflug von Entrüstung.

„Bin reich belohnt worden, Erlaucht, aber aus der Heirath wird jetzt nichts.“

„Weiß schon, Pfarrer, aber reden später darüber,“ unterbrach ihn der Graf. „Geschichte gar nicht ängstlich. Blumenthal wird bald Feld geräumt haben, denkt auch gar nicht an Heirath. Können Mädchen auch leicht zwingen, in Heirath zu willigen. Anfang mit Zinsen ist ja schon gemacht, können ganzes Füllhorn anschütten. Wäre wunderbar, wenn Mädchen halsstarrig bliebe. Aber gleichviel, Pfarrer, ob Aussteuer oder Belohnung oder anderes — bin stets dankbar gewesen.“

„Wenn ich aber wenig selbst zur Erlangung des Vertrages beitragen kann, wenn das Hauptwerk Erlaucht ausführen müßten?“

„Ich?“ fragte der Graf erstaunt. „Aber gleichgiltig, Pfarrer, wenn mir nur Weg bezeichnet wird, Vertrag zu bekommen, und wenn Aussicht vorhanden, daß Versuch erfolgreich — wage Alles und belohne gleich hoch. Wo ist der Vertrag?“

„Der Förster besitzt ihn.“

„Teufel!“ rief der Graf aus. „Der Förster?“

Er haßte den Förster, dessen Betragen ihn bei jeder Gelegenheit empörte, und oft schon hatte er daran gedacht, ihn abzuschütteln, sich auf irgend eine Weise seiner zu entledigen. Auch gestern hatte er den gleichen Entschluß gefaßt; aber der Förster war ihm eine melkende Kuh, die er bei seiner ewigen Geldverlegenheit nicht gut entbehren konnte. So hatte er denn alle Pläne, die er bis dahin geschmiedet, wieder fallen gelassen, und auch gestern wieder auf jeden Schritt verzichtet. Nach der Heirath seines Sohnes aber, von welcher der Graf aus Gründen, die wir bald vernehmen werden, sich den günstigsten Wechsel in seinen Vermögensverhältnissen versprach, wollte er sich des lästigen Menschen unter allen Umständen entledigen. Es schwebte ihm dabei eine Denunziation des Schmuggels vor, er dachte auch daran, die Hülfe des geheimen Polizei-Agenten in Anspruch zu nehmen — jetzt war er vielleicht zum schnellsten Handeln gezwungen.

„Der Förster besitzt den Vertrag,“ bestätigte der Pfarrer und erzählte ihm, wie er sofort Verdacht gefaßt, und wie dieser Verdacht durch die Brautwerbung seine erste Bestätigung gefunden. Heute aber hätte der Förster ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß er sich im Besitze des Dokuments befinde.

In großer Erregung und, immer auf und abgehend, war der Graf der Erzählung des Pfarrers gefolgt.

„Man wird schnell handeln müssen, Pfarrer,“ sagte er.

„So meine ich auch, Erlaucht. Man müßte im Forsthause nach dem Papiere suchen.“

„Wie das aber möglich machen?“

„Erlaucht besitzen ja Polizeigewalt. . .“

Der Graf schüttelte bedenklich den Kopf. „Bei jedem Versuch bringt er das Papier beiseite.“

„Der Schlag müßte ihn ganz unvorbereitet finden. Es gäbe auch noch einen Menschen, der geschickt genug wäre, das Papier aufzusuchen.“

„Wer, Pfarrer?“

„Der Jörg!“ antwortete der Pfarrer.

Auch dieser Vorschlag schien dem Grafen nicht zu gefallen. „Kerl haßt mich,“ sagte er. „Würde Vertrag für sich behalten.“

„Wie ich Erlaucht bereits früher mitgetheilt, will er auswandern. Sein Gehöft steht zum Verkaufe. Für einen anständigen Kaufpreis würde er sicher auch etwas Außerordentliches thun. Der Vertrag hätte für ihn keinen Werth, und wenn er Erlaucht

haft, dann haßt er den Förster aber auch und die Bauern erst recht."

"Mir will das immer noch nicht einleuchten, Pfarrer."

"Erlaucht müßten bei dem Förster darauf dringen, daß er dem Jörg das Wilddieb-Handwerk legt. Geschieht dies, dann ist er zu jedem Handstreich bereit."

"Will es mir überlegen, Pfarrer," antwortete der Graf unentschlossen. "Wie hintertreibt man aber Heirath? . . . Da fällt mir etwas ein. War verschollener Büttner nicht Bräutigam von Mädchen?"

"So ist es, Erlaucht. Daß die Heirath nicht zu Stande kommt, dafür werde ich schon sorgen."

"Gut," sagte der Graf. "Der Förster wird das Mädchen nicht heirathen, dafür werde ich auch schon zu sorgen wissen."

Der Pfarrer blickte auf, der Graf gab aber keine Erklärung für seine Worte, sondern bat ihn nur, als er Miene zum Gehen machte, in den nächsten Tagen wieder bei ihm vorzusprechen. Als der Pfarrer Abschied nahm, hielt ihn der Graf noch einmal zurück.

"Die Heirath muß unter allen Umständen in diesen Tagen

zum Abschluß gelangen," sagte er. "Sagen Sie Herrn von Rabenberg, Sie hätten von mehreren glänzenden Partien gehört, die mir in Vorschlag gebracht worden seien. Treiben Sie die Sache zur Entscheidung."

"Herr von Rabenberg greift ja mit beiden Händen zu. Aber die Tochter, Erlaucht — die Tochter!"

"Er muß entschieden väterliche Gewalt handhaben. Verbindung wie diese wird ihm nicht alle Tage geboten."

"Alle Welt zerbricht sich über diese Verbindung den Kopf, Erlaucht, und wie Erlaucht wissen, ist sie auch mir ein Räthsel."

"Wird sich bald lösen, Pfarrer," sagte der Graf. "Heirath bringt uns große Vortheile. Aber gegen besten Freund — selbst gegen Sohn — muß ich Geheimniß hüten."

"Ich werde in alter Weise Alles nach Erlaucht Wünschen erledigen," sagte der Pfarrer, auf weitere Fragen verzichtend.

"Baue auf Sie, Pfarrer," sagte der Graf, ihm die Hand reichend. "Wird Ihr Schade nicht sein."

Der Pfarrer ging, sichtlich vom Erfolge seines Ganges befriedigt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mensch.

Von J. Most.

V.

(Schluß.)

Andererseits haben die Vivisektionen (Zergliederungen von lebenden Thieren, anatomische Versuche mit lebenden Thieren) unwiderlegbar dargethan, daß „Geist“ und Gehirneigenschaften eins und dasselbe sind. So hat z. B. Flourens bei Hühnern die Gehirnthteile schichtweise entfernt und dabei beobachtet, wie die „geistigen“ Fähigkeiten mehr und mehr abnahmen; zuletzt trat völliger Stumpfismus ein, die Thiere wurden unempfindlich, blieben regungslos auf einer Stelle sitzen und wären sicherlich bald abgestorben, wenn man sie nicht künstlich gefüttert hätte. Vermittelt dieser letzteren Manipulation erhielt man sie monate- und jahrelang am Leben, ohne daß sie irgendwie ein Bewußtsein an den Tag gelegt hätten. Tauben und Frösche werden durch ganz einfache Gehirnoperationen blödsinnig gemacht; bei anderen Thieren nahm man gewisse Gehirnththeile fort und fand darnach, daß irgend ein Glied seinen Dienst versagte, das mitunter vom Kopfe sehr weit entfernt war, während sonst nichts Krankhaftes zu Tage trat. Und so ist hundertfältig nachgewiesen worden, daß die sogenannte „Seele“ mit dem Gehirn steht und fällt. „Welchen stärkeren Beweis für den nothwendigen Zusammenhang von Seele und Gehirn will man verlangen," fragt Büchner, „als denjenigen, den das Messer des Anatomen liefert, indem es stückweise die Seele herunterschneidet?"

Schließlich ist noch der Zusammenhang des Gehirns mit dem ganzen Nervensystem, dessen Eigenthümlichkeiten, wie man nun weiß, durch den Strom der Elektrizität, welcher es beständig durchfluthet, vornehmlich zu erklären sind, in Betracht zu ziehen. Im Hinblick auf diesen Punkt nennt Huxley das Gehirn ein telegraphisches Centralbureau, dem durch die Nervenstränge alle Eindrücke mitgetheilt werden, welche Augen, Ohren, Nase, Zunge und Haut, also alle Empfindungsorgane, empfangen, und das auf dem gleichen Wege die entsprechenden Muskelbewegungen anordnet. Ohne äußere Eindrücke gibt es keine Gehirnthätigkeit, kein Denken und Wollen. Jemand, der von Geburt aus blind ist, kann sich keinen Begriff von einer Farbe machen, vermag in dieser Richtung nicht zu denken; wer taub ist, dessen „Geist“ hat keine Vorstellung von Schall; und wem alle Sinne fehlen, der denkt gar nicht, denn sein Gehirn empfängt keine Eindrücke. Selbst im träumenden Zustande arbeitet das Gehirn nur empfangenen Eindrücken gemäß. Es handelt sich dabei um Empfindungen, welche sozusagen wachend unverarbeitet geblieben sind, und die im Schlafe allerdings gewöhnlich in wirrem Durcheinander reagiren und so mitunter Bilder erzeugen, die man sich, wenn man nachträglich darüber nachdenkt, nicht zusammenzureimen weiß.

Es ist also das, was man Seele nennt, nur eine Eigenschaft des Stoffes, mit dem sie kommt und geht. Wie wäre es sonst auch denkbar, daß sogenannte geistige Eigenschaften oft vererbt werden? Auch müßte ja das Seelenleben von der Wiege bis zum Grabe ein unveränderliches sein, wenn vor oder bei der Geburt auf übernatürliche Weise eine Seele in den Leib praktiziert würde, was doch keineswegs der Fall ist. Kinder denken zunächst jedenfalls äußerst wenig; und das spätere Denken hängt nicht allein von der Anlage der einschlägigen Organe ab, sondern auch von den darauf ausgeübten äußeren Einflüssen. Wie sehr es auf die letzteren ankommt, beweist die Thatsache, daß Menschen, die man von der Welt absperrt und sozusagen gar nicht erzieht, niemals verständig werden können. Die meisten Verbrechen sind auf mangelhafte Erziehung oder sonstige üble Einflüsse zurückzuführen; eingepflanzte Vorurtheile sind so stark und so zahlreich vertreten, daß es verhältnißmäßig nur wenige Menschen gibt, welche selbstständig denken. Andererseits werden alte Leute oft kindisch, so scharfe Denker sie zuvor vielleicht gewesen sein mögen, wie z. B. Newton, einer der scharfsinnigsten Gelehrten, beweist, welcher sich in seinem Alter mit den größten Albernheiten befaßte. Außerdem kommt es sogar darauf an, wie man sich nährt und wie man sonst lebt. Ein Vegetarianer ist nicht zu Leidenschaft geneigt, ein Fleisشةffer ist es dagegen in hohem Grade. Bei kümmerlicher Lebensweise, beim Mangel an Umgang mit Anderen u. s. w. kann das Gehirn so wenig Bedeutenderes leisten, wie die sonstigen Leibesorgane; wenn auch einzelne Ausnahmen in dieser Hinsicht vorkommen, so bestätigen sie doch nur die Regel. Umgekehrt wirken Ausschweifungen, wie Trunksucht, Völlerei etc., ja selbst ein übertriebenes geistiges Genießen, namentlich wenn dasselbe einseitiger Natur ist, oftmals sehr übel auf das Gehirn, resp. auf manche Sinne ein, weshalb bei Leuten, die sich in sorglosen Verhältnissen befinden, so häufig Blasirtheit zu Hause ist.

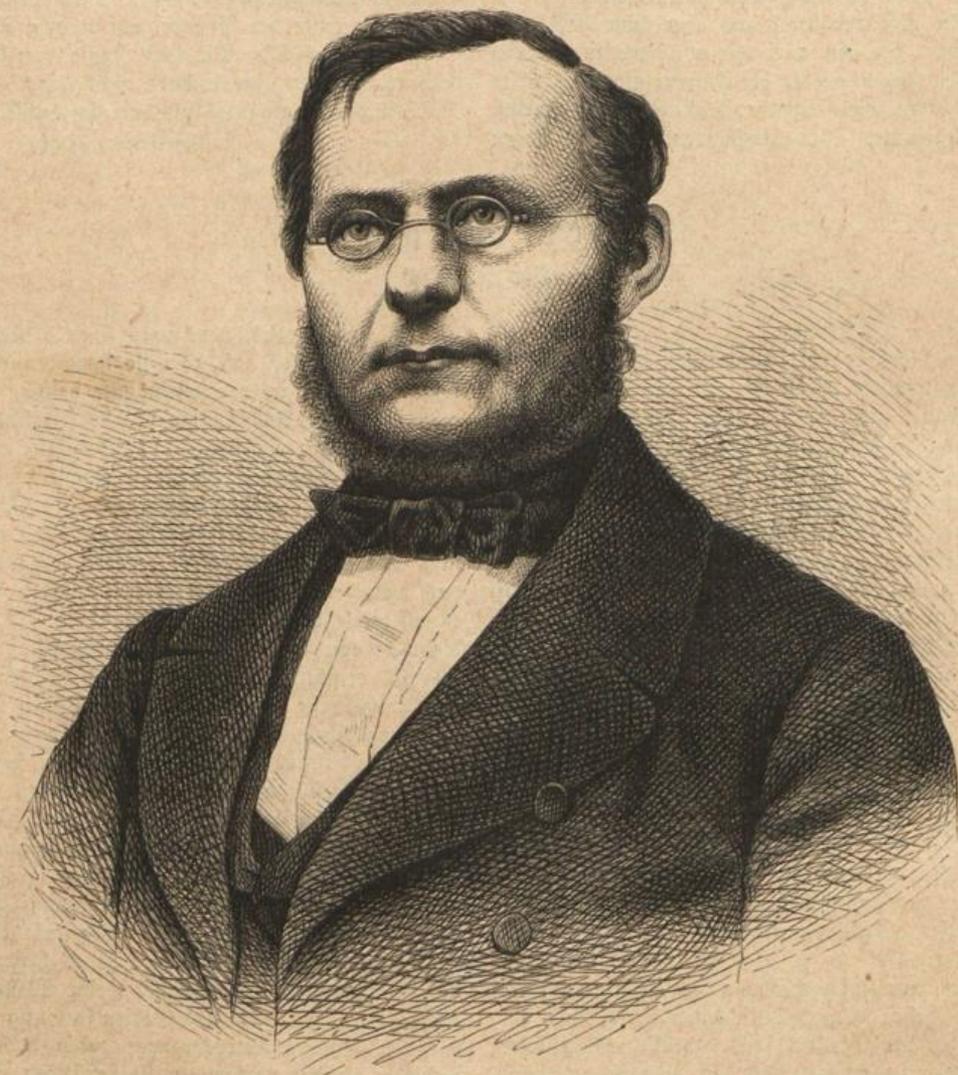
Genug: der „Geist“ des Menschen ist die im Gehirn zusammengefaßte Sinneskraft, die bei ihm stärker entwickelt ist, als bei den übrigen Thieren. Diesem Umstande verdankt der Mensch seine jetzige Stellung auf der Erde. Bis er in den Besitz dieser vorzüglichen Eigenschaft gelangte, hatte er einen mühseligen Ringkampf mit den übrigen lebenden Wesen zu bestehen, denen er schließlich den Rang abgelaufen hat, obgleich er, wie sie alle, vom gleichen Punkte ausging. Wie dies zugeht, darüber gedenke ich, soweit es der mir gesteckte Raum erlaubt, in den folgenden Artikeln insofern Auskunft zu geben, als ich den Lesern das Wesentlichste mittheile, was bis jetzt die moderne Naturforschung durch ihre bedeutendsten Vertreter zu Tage gefördert hat.

Wilhelm Wolff.

Von Friedrich Engels.

Es war, wenn ich nicht irre, gegen Ende April 1846. Marx und ich wohnten damals in einer Vorstadt von Brüssel; wir waren grade bei einer gemeinschaftlichen Arbeit beschäftigt, als man uns mittheilte, ein Herr aus Deutschland wünsche uns zu sprechen. Wir fanden einen kleinen, aber stark gedrungen gebauten Mann; der Gesichtsausdruck ebenso sehr Wohlwollen wie ruhige Entschiedenheit verkündend; die Gestalt eines ostdeutschen Bauern in der Tracht eines ostdeutschen kleinstädtischen Bürgers.

Das war Wilhelm Wolff. Wegen Preßvergehens verfolgt, war er den preussischen Gefängnissen glücklich entgangen. Wir ahnten nicht bei seinem ersten Anblick, welch' einen seltenen Mann diese unscheinbare Aeußerlichkeit barg. Wenige Tage genügten, um uns mit dem neuen Exilgenossen auf herzlichem Freundesfuß zu stellen und uns zu überzeugen, daß wir es mit keinem gewöhnlichen Menschen zu thun hatten. Sein in der Schule des klassischen Alterthums feingebildeter Geist, sein reicher Humor, sein



Wilhelm Wolff. (Originalzeichnung.)

klares Verständniß schwieriger theoretischer Fragen, sein lobender Haß gegen alle Unterdrücker der Volksmassen, sein energisches und doch ruhiges Wesen enthüllten sich bald; aber es brauchte lange Jahre des Zusammenwirkens und des Freundesverkehrs in Kampf, Sieg und Niederlage, in guten und schlechten Zeiten, um seine unerschütterliche Charakterstärke, seine absolute, keinen Zweifel zulassende Zuverlässigkeit, sein gegen Feind, Freund und sich selbst gleich strenges, unentwegbares Pflichtgefühl in ihrer ganzen Fülle zu erproben.

I.

Wilhelm Wolf wurde geboren am 21. Juni 1809 in Tarnau in der Gegend von Frankenstein in Schlesien. Sein Vater war erbunterthäniger Bauer und hielt zugleich den Gerichtskretscham das Wirthshaus — polnisch karczma —, wo die Dorfgerichts-

sitzungen stattfanden), was ihn nicht verhinderte, mit Frau und Kindern für den gnädigen Herrn Frohndienste verrichten zu müssen. Wilhelm lernte somit die scheußliche Lage der ostdeutschen hörigen Bauern von Kindesbeinen an nicht nur kennen, sondern auch persönlich erdulden. Aber er lernte auch mehr. Seine Mutter, von der er immer mit besonderer Anhänglichkeit sprach, und die eine über ihren Stand hinausgehende Bildung besaß, weckte und nährte in ihm den Zorn über die schamlose Ausbeutung und niederträchtige Behandlung der Bauern durch die Feudalherren. Und wie dieser Zorn in ihm lebenslang gährte und kochte, das werden wir sehen, wenn wir zu dem Zeitabschnitt seines Lebens kommen, wo er ihn endlich einmal öffentlich ausschütten konnte. — Die Talente und die Lernlust des Bauerjungen machten sich bald bemerklich; er sollte womöglich auf's Gymnasium, aber welche Hindernisse waren nicht zu überwinden, bis das fertig gebracht



Der Erbprinz auf Reisen. (S. Seite 248.)

W. J. Salentin

wurde! Von den Geldschwierigkeiten abgesehen, war da der gnädige Herr und sein Verwalter, und ohne die konnte nichts geschehen. Die Erbunterthänigkeit war zwar 1810 dem Namen nach aufgehoben, aber Feudallieferungen, Frohndienste, Patrimonialgericht, gutsherrliche Polizei dauerten fort und ließen auch die Erbunterthänigkeit der Sache nach fortbestehen. Und der gnädige Herr und seine Beamten machten aus den Bauerjungen viel lieber Sauhirten als Studenten. Indefß alle Hindernisse wurden überwunden. Wolff kam auf's Gymnasium nach Schweidnitz und dann auf die Universität nach Breslau. Auf beiden Anstalten hatte er sich den größeren Theil seines Unterhalts durch Privatstunden selbst zu erwerben. Auf der Universität warf er sich mit Vorliebe auf die klassische Philologie; aber er war kein syllbenstechender Philolog der alten Schule; die großen Dichter und Prosaiker der Griechen und Römer fanden volles Verständniß bei ihm und blieben seine Lieblingslektüre solange er lebte.

Er war mit seinem Universitätsstudium beinahe zu Ende, als die in den zwanziger Jahren endlich eingeschlafene Demagogengehege des Bundestags und der österreichischen und preussischen Regierung von Neuem begann. Mitglied der Burschenschaft, wurde auch er 1834 verhaftet, jahrelang in Untersuchung von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, endlich verurtheilt. Wozu? Ich glaube nicht, daß er je der Mühe werth fand, es zu sagen. Genug, er kam nach Silberberg auf die Festung. Dort fand er Leidensgenossen, unter anderen auch Fritz Reuter. — Wenige Monate vor Wolff's Tode fielen ihm des letzteren „Alt mine Festungstid“ in die Hände, und kaum hatte er im Verfasser seinen alten Leidensgefährten entdeckt, als er ihm durch die Verlags-handlung Nachricht zukommen ließ. Reuter antwortete ihm sogleich in einem langen und sehr herzlichen Briefe, der mir vorliegt, und der beweist, daß wenigstens am 12. Januar 1864 der alte Demagog Alles war, nur kein zahmer Zukreuztrieber. „Da sitze ich nun“, schreibt er, „schon an die dreißig Jahr, bis mir das Haar grau geworden ist und warte auf eine tüchtige Revolution, in der sich der Volkswille einmal energisch dokumentiren soll, aber was hilft's? . . . Wenn doch das preussische Volk wenigstens zur Steuerverweigerung griffe, es ist das einzige Mittel, den Bismarck et Comp. loszuwerden und den alten König todtzuärgern.“

Auf Silberberg machte Wolff alle die vielen Leiden und wenigen Freuden festungsgefangener Demagogen durch, die Fritz Reuter in dem obigen Buch so lebhaft und mit so vielem Humor geschildert hat. Für die feuchten Kasematten und bitterkalten Winter war es eine ärmliche Entschädigung, daß das alte Felsen-nest eine Besatzung von alten Invaliden hatte, sogenannten Garni-fönern, die sich aber nicht durch Strenge auszeichneten und einem Schnaps oder einem Viergroshenstück manchmal zugänglich waren. Genug, 1839 hatte Wolff so sehr an seiner Gesundheit gelitten, daß er begnadigt wurde.

Er ging nach Breslau und suchte als Lehrer fortzukommen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und der Wirth war die preussische Regierung. Mitten in seinen Studien durch die Haft unterbrochen, hatte er die vorgeschriebenen drei Universitätsjahre nicht absolviren können, noch weniger das Examen gemacht. Und in dem preussischen China galt ja nur Der als zünftiger Gelehrter, der alles das vorschriftsmäßig abgewickelt hatte. Jeder Andere, mochte er auch in seinem Fach so gelehrt sein, wie Wolff dies in der klassischen Philologie war, stand außerhalb der Kunst, war von der öffentlichen Verwerthung seiner Kenntnisse ausgeschlossen. blieb die Aussicht, sich als Privat-

lehrer durchzuschlagen. Aber dazu gehörte eine Konzession der Regierung, und als Wolff darum einkam, wurde sie ihm verweigert. Der Demagog hätte hungern oder wieder im heimathlichen Dorf Frohndienste thun müssen, wenn es in Preußen keine Polen gegeben hätte. Ein posen'scher Gutsbesitzer nahm ihn als Hauslehrer an; bei ihm verlebte er mehrere Jahre, von denen er immer mit besonderem Vergnügen sprach.

Nach Breslau zurückgekehrt, erlangte er endlich nach vielem Tribuliren und Queruliren die Erlaubniß einer hochpreislichen königlichen Regierung, Privatstunden geben zu dürfen, und konnte sich nun wenigstens eine bescheidene Existenz gründen. Mehr verlangte der fast bedürfnislose Mann nicht. Zugleich nahm er den Kampf gegen die bestehende Unterdrückung wieder auf, soweit dies unter den damaligen jammervollen Verhältnissen möglich war. Er mußte sich darauf beschränken, einzelne Thatfachen von Beamten-, Gutsherren- oder Fabrikantenwillfür an die Deffentlichkeit zu bringen, und fand auch da noch Hindernisse an der Censur. Aber er ließ sich nicht irre machen. Das damals neu eingefegte Ober-censurgericht hatte keinen hartnäckigeren, immer wiederkehrenden Stammgast als den Privatlehrer Wolff in Breslau. Nichts machte ihm mehr Spaß, als die Censur zu pressen, was bei der Dummheit der meisten Censoren nicht sehr schwer war, sobald man ihre schwachen Seiten einigermassen kannte. So war er es, der die frommen Gemüther auf's äußerste skandalisirte, indem er in einem alten Kirchengesangbuch, das noch in einigen Orten im Gebrauch war, das folgende „Kernlied“ des bußfertigen Sünders entdeckte und in den Schlessischen Provinzialblättern zur Deffentlichkeit brachte:

Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenkrüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie der Ruff' die Zwippel.
Herr Jesu, nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und schmeiß mich Sündenklümmel
In deinen Gnadenhimmel.

Wie ein Lauffeuer ging das Lied durch ganz Deutschland, das schallende Gelächter der Gottlosen, die Entrüstung der „Stillen im Lande“ hervorgerufen. Der Censor bezog einen derben Küffel, und die Regierung begann mit der Zeit wieder ein wachsameres Auge auf diesen Privatlehrer Wolff, diesen unruhigen Schwindelkopf, zu werfen, den fünf Jahre Festung nicht hatten zähmen können. Es dauerte auch nicht lange, so fand man wieder einen Vorwand, ihm den Prozeß zu machen. Die altpreussische Gesetzgebung war ja über das Land ausgebreitet, wie ein kunstreich angelegtes System von Fallen, Schlingen, Wolfsgruben und Fangnetzen, denen selbst die getreuen Unterthanen nicht immer entgehen konnten, denen aber die ungetreuen um so sicherer verfielen.

Das Preßvergehen, wegen dessen Wolff Ende 1845 oder Anfang 1846 in Anklagezustand versetzt wurde, war so unbedeutend, daß jetzt Keiner von uns sich mehr auf die näheren Umstände besinnen kann. Die Verfolgung nahm aber solche Dimensionen an, daß Wolff, der die preussischen Gefängnisse und Festungen satt hatte, sich der drohenden Verhaftung entzog und nach Mecklenburg ging. Hier fand er bei Freunden sicheres Unterkommen, bis seine unbehinderte Einschiffung nach London in Hamburg arrangirt werden konnte. In London, wo er zum ersten Male in einem öffentlichen Verein — dem noch bestehenden deutschen kommunistischen Arbeiterbildungsverein — auftrat, blieb er nicht lange und kam dann, wie schon erzählt, nach Brüssel.

Fingerzeige zum gesunden Leben.

Von G. B.

2. Unsere Wohnungen.

(Fortsetzung.)

Hatte so die Einführung der sanitären Geseze in den Logir-häusern schon einen unerwartet günstigen Erfolg, so war dieser doch noch bedeutender in gewissen von verschiedenen gemeinnützigen

Baugesellschaften in London errichteten Musterwohnungen für Arbeiter. In diesen Model lodging houses (Muster-Logir-häusern) kam im Jahre 1849 kein einziger Cholerafall vor, obwohl dieselben mitten in den Arbeitervierteln gelegen sind und in ganz London in demselben Jahre 18,000 Personen an der

Cholera starben, und zwar 26 von je 1000 Gestorbenen aus den höchsten Klassen, 157 aus dem Kaufmannsstande, 817 aus der Arbeiterbevölkerung.

Während ferner die Sterblichkeit der Kinder unter 10 Jahren 1850–53 in ganz London 46 auf 1000 betrug, war sie in den Musterwohnungen nur 10 auf 1000, und während die Gesamtsterblichkeit in der gleichen Zeit in den besten Stadtvierteln von London 14, in den schlechtesten aber 26 auf 1000 betrug, war sie in den Musterwohnungen 1850–52 13, 1853 sogar nur 7–8 auf 1000.

Während sich aus diesen Thatfachen einerseits unzweifelhaft die vortheilhafte Wirkung der betreffenden Gesetze ergibt, lassen sie zugleich auf der andern Seite erkennen, wie noch weit günstigere Erfolge erzielt werden könnten, wenn die betreffenden Gesetze eine noch größere Ausdehnung erführen. Mr. Southwood Smith und Mr. Simon berechnen, daß, wenn ganz London ebenso gesund wäre, wie die Model dwellings, die Musterhäuser von Lambeth-Square etc., von den 52,000 Personen, die jährlich in London sterben, die Hälfte am Leben erhalten werden könnte. Nach W. Farr's Angaben sind in den Jahren 1841–50, in England und Wales 890,475 Personen (beinahe eine Million!) zu viel, d. h. über die natürliche Sterblichkeit gestorben. Die natürliche Sterblichkeit ist nach ihm 17 auf 1000. Namentlich auf dem Lande befinden sich auch in England die Wohnungen der Arbeiter vielfach noch in einem wahrhaft scheußlichen Zustande, worüber man das Nähere in Marx' „Kapital“ nachlesen kann. Es bleibt somit auch dort noch viel zu thun. Doch es ist wenigstens ein hübscher Anfang gemacht, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die unbestritten günstigen Resultate desselben zu weitergehenden Maßregeln treiben werden. Schon die Rücksicht auf den Kapitalverlust durch größeres Siechthum und größere Sterblichkeit der Bevölkerung treibt dazu. Denn wenn man bedenkt, daß ungesunde Wohnungen außer der größeren Sterblichkeit auch eine Vermehrung des Krankenbestandes bewirken, so

kann man sich einen Begriff machen von dem ungeheuren Kapital von Menschenleben und Menschenkraft, welches ungesunde Wohnungen einem Volke rauben. In Wirklichkeit sind daher gesunde Wohnungen auch die billigsten. Sie erhöhen Gesundheit und Lebenszeit der Bevölkerung und machen sie in einem Grade produktionsfähiger, daß die Mehrausgaben für bessere Wohnungen sich im allgemeinen mehr als doppelt bezahlt machen, wenn auch der einzelne Häuserspekulant dabei etwas schlechter fährt.

In andern Ländern, wie in Holland und Belgien, hat man auch ähnliche Maßregeln zur Verbesserung der Wohnungen ergriffen.

Fragen wir nun, wie es im Hinblick auf diese Thatfachen mit der Sorge um gesunde Wohnungen in Deutschland bestellt ist, so finden wir, daß man immer noch keine Anstalten trifft, dem Beispiel der oben genannten Länder zu folgen.

An den Reichstag des Norddeutschen Bundes wurde seinerzeit auch eine, namentlich von vielen sächsischen Ärzten unterzeichnete Petition gerichtet, in welcher direkt erklärt war, daß „die verschiedenen Baupolizeiverordnungen den Bevölkerungen gegen gesundheitschädliche bauliche Anlagen von Straßen, Häusern, Höfen, Wohnungen, Fabrikanlagen und Schlächtereien keinen ausreichenden und wirksamen Schutz gewähren“, und worin „die Mitwirkung der Gesetzgebung zur Herstellung einer den heutigen Anforderungen der Humanität und des Staatswohles entsprechenden öffentlichen Gesundheitspflege“ erbeten wurde. Diese Petition wurde dem Reichskanzler zur Berücksichtigung überwiesen, den in derselben geltend gemachten Ansichten also vom Reichstage beipflichtet. Bundesrath und Reichstag haben zwar schon vor einiger Zeit die Errichtung eines „Reichsgesundheitsamtes“ beschlossen, und der Leibarzt des Fürsten Bismarck ist zum Vorsitzenden desselben ernannt worden; von einer Thätigkeit dieses Gesundheitsamtes hat man jedoch noch nicht das Geringste erfahren können.

(Fortsetzung folgt)

Major Davel.

Eine biographische Skizze aus der Schweizergeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Von Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Der Frieden von Aarau 1715 endete den Bürgerkrieg und Davel kehrte als Milizenmajor eines der vier Militärdistrikte des Waadtlandes in seine Heimath und nach Cully zurück. Daß er, trotz seiner Talente und seines anerkannten Heldennuthes, nach einem beinahe dreißigjährigen Kriegsdienste keinen höhern Rang in der Armee bekleidete, darf nicht überraschen. Der Grund liegt darin, daß Bern in den Militärkapitulationen mit dem Auslande sich selbst, d. h. den Mitgliedern seiner Patrizierfamilien, die höchsten Stellen vorbehielt. Außer dem Eigennutze aber war es die Furcht der Souveräne, welche die Waadtländer von wichtigen Militärgängen soviel als möglich ausschloß. Davel selbst war mit seiner Stellung vollständig zufrieden. Er war nicht rangsüchtig noch ehrgeizig. „Ich hatte Grund, mit meinem Loos zufrieden zu sein“ — sagte er später —; „ich war geachtet und geliebt von meinen Vorgesetzten, von meinen Untergebenen und meines Gleichen. Ich lebte mit Wenigen und besaß genug für einen Hagestolzen. Was durfte ich mir versprechen, indem ich die Annehmlichkeiten einer solchen Lage aufgab? Die Ketten, die ich trage.“

Die Vermögensverhältnisse Davel's waren in der That nicht glänzend; indessen seine Mäßigkeit und sorgfältige Verwaltung, Tugenden, die nicht grade zu den Eigenschaften der Waadtländer gehören, sicherten ihm und seinen beiden Nichten, die in seinem Hause lebten, eine sorgenfreie Existenz.

Den Gewohnheiten und Sitten seiner Landsleute durch lange Abwesenheit entfremdet und seine Muße ländlichen Arbeiten wid-

mend, führte Davel ein sehr zurückgezogenes Leben; sein barn sah er selten, doch stand er gut und freundlich r Jedem seine Hülfe gewährend, wo er es vermochte.

die Armen und Kranken, vertheidigte die Unterdrück

Diejenigen, die er Unrecht thun sah, mit derselben

zurecht, mit der er seine eigenen Fehler eingest

machen suchte. Seine Mäßigkeit, Höflichkeit

Frömmigkeit erwarben ihm allgemeine Ach

bildete einen stark ausgesprochenen A

hielt ihn während seines Krieges

und Lastern frei, welche das

verschaffte ihm aber bei

Sonderlings. Nach Ho

dem Gottesdienste bei

diese Weise, auf die

und schloß sich gern i

die göttlichen Gesetze

begonnen und beschloß

vollständig angekleidet

er von der Forderung

Äußere dem Inner

Glaube war frei vor

der damaligen Sel

aus innerm Hange,

nach dem Frieden

das Waadtland a

Flug nahmen, sollten in das enge und starre Bekenntniß der Helvetischen Konfession gepreßt, allen protestantischen Sekten der Lebensnerv zerschneiden, der völlig abgestorbene Calvinismus wieder zum Leben erweckt werden. Zu dem Zwecke war ein Formular entworfen, das unterschrieben und beschworen werden sollte. Ein eigener Gerichtshof, die Religionskammer, ward mit der Ausführung dieser Maßregel, gegen die Holland und England sich vergebens erklärten, beauftragt. Die Folge war eine ungeheure Aufregung der Gemüther. Ueberall begegnete der Konsensus, wie man den Glaubens Eid nannte, hartnäckigem Widerstande, und trotz der harten Strafen*), die auf die Verweigerung des Eides gesetzt waren, erreichte Bern seinen Zweck nicht. Statt die Sekten zu vernichten, vermehrte die rigoristische Strenge nur deren Anhänger, während sie die Beamten, Pfarrer und Professoren der Universität Lausanne, die den Eid nicht weigern konnten oder wollten, in den Augen der Nation aller Achtung beraubte. Auch leisteten Viele den Eid nur unter Vorbehalt, oder nachdem Bern milde Erläuterungen und Zugeständnisse gemacht hatte.

Schwerer aber als der religiöse Despotismus lastete das Verwaltungssystem der Berner Souveräne auf dem Waadtlande. Und dies war der zweite Punkt, der Davel in die Opposition und endlich zu dem Versuche trieb, das Berner Joch abzuschütteln.

Die Politik Berns ist nie eine großartige gewesen. Nicht das Streben nach Macht, sondern die Sucht nach Besitz kennzeichnet sie. Es galt nicht, Eroberungen zu machen, sondern Domänen zu gewinnen, nicht zu regieren, sondern Einkünfte zu erzielen. Erst der Besitz, der Reichthum entwickelte in Bern die Herrschsucht. Demgemäß war seine Verwaltung des Waadtlandes nur eine mehr und mehr erweiterte Auspressung, und was als politische Maßregel erscheint, diente nur diesem Systeme. Ehe Bern seinen Fuß in das Waadtland setzte, blühte dieses durch seinen

*) Die Weigerung des Eides (Serment de conformité au consensus) wurde mit Verbannung und Konfiskation des Vermögens bestraft. Kehrete ein Verbannter in das Land zurück, so wartete seiner Stäupung und Brandmarkung, im Wiederholungsfalle die Galeeren oder der Tod. Alle Civilakte der Sektirer waren null und nichtig.

Ackerbau und Handel; mit der Fremdherrschaft begann der Verfall. Die Schätze des Landes flossen nach Bern; Boden, Gewerbe und Personen wurden mit wachsenden Abgaben bedrückt, und mit dem Wohlstande sanken die alten Freiheiten und Privilegien dahin. Eine allgemeine Demoralisation war die Folge dieses Regierungssystems, unter dem nun das Waadtland schon gegen zwei Jahrhunderte seufzte. Der Gemeinfinn und Freiheitsgeist des Landes und der Städte hatte sich in Partikularismus, Selbstsucht und Kriecherei verwandelt. Der Adel, den Bern bei jeder Gelegenheit demüthigte, und dem es alle Bedeutung dadurch genommen hatte, daß es Jedem gestattete, adelige Güter zu erwerben, sobald nur von der Kaufsumme die doppelte Abgabe gezahlt wurde, die für den Kauf und Verkauf bürgerlicher Besitzungen festgesetzt war, der Adel kannte nur noch den Ehrgeiz, être de Berne, d. h. in das Bürgerrecht und das goldene Buch der Patriziergeschlechter Berns aufgenommen zu werden. Die große Masse war unwissend, gottlos, verberbt, habüchlig und von einer Prozeßwuth befallen, die, von den Männern des Gesetzes angefaßt und genährt, ihre Verarmung beschleunigt und vollendet hatte. Diejenigen, die einer solchen Verwahrlosung hätten entgegenarbeiten sollen, die Pfarrer, besaßen keinen Einfluß auf ihre Gemeinden. Die Mehrzahl war ebenso unwissend wie schlecht besolbet, und die gute Pfründen besaßen, dachten mehr auf Vergnügungen und Ausschweifungen, als an Erfüllung ihrer Pflichten.

Als Sohn eines Landgeistlichen und einer Familie von Weinbauern angehörig, hatte Davel schon vor Beginn seiner kriegerischen Laufbahn vielfach Gelegenheit gehabt, die elende Lage des Volks, dessen Patois er vollkommen verstand und sprach, kennen zu lernen; jetzt in freier Muße waren seine Gedanken unablässig auf den Zustand des Vaterlandes und die Mittel gerichtet, diesem Glück und Freiheit wiederzugeben. Tag und Nacht brütete er darüber, jeder Augenblick seines Lebens gehörte fortan nur diesem Zwecke. Doch verschloß er denselben, seiner Natur gemäß, so sorgfältig in sich, daß bis zum Augenblick der That Niemand eine Ahnung von dem hatte, was in ihm vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der alten und der neuen Welt.

Der Erbprinz auf Reisen (s. das Bild S. 245). Ja, es will Alles gelernt sein und zumal das Regieren, das ein sehr schwieriges Handwerk sein soll. Drum: „Zung gelernt, alt gethan!“ sagt Sereus*) zu dem Hofmeister des achtjährigen Erbprinzen, des einstigen Thronerben, der seinen 6 Quadratmeilen großen Vaterlandes. „Wir wollen eine Reise thun, um unsern erlauchten Sprossen in die Regentenpraxis praktisch einzuweihen.“ Auch der Hofschneider wird alarmirt. „Ihre Durchlaucht Hofen und auch ein Röcklein an.“ Gaar und Degen vervollständigen die Repräsentation des künftigen Königs und obersten Kriegsherrn seiner 206 Mann Bundesarmee. Die 25,000 Herzen des Kartoffellandes werden angeführt in die bessere Zukunft schauen. Bürger, Pfarrer, Schulmeister und Büttel. — Alles hat Kunde von dem hohen Besuche vernommen: „Herr Erbprinz!“ — und der „Guldene Löwe“ hat schon den Berg herbergt. Die feierliche Stunde ist da, die erhabenen Flügeln und ihre Flügeln nebst dem bunten Sonntagskleide ihrem gnädigen Landesherren entgegen. Der Herr hat heute ihrem „Alten“ die Ehre, denn er muß den Kern der Nation allseitig erscheinen.

„Nun, im Angesichte ihrer Majestät erfreut, neugierig den Erbprinzen vor sich zu sehen, der Herr Schulmeister vertritt die Gefühle und den prüfenden Blick streift die Erscheinung des Erbprinzen, den er vernimmt. Der Herr Erbprinz erbaut, ob der

mit der man früher die

schönen Rede des Schulmeisters, der so sinnenreich von der Heerde und dem Hüter spricht. — Aber warum lächelt denn der „Gänsejey“ dort hinter dem erhobenen Arm des Schulmeisters so schelmisch, als ob er sagen wollte: „Nun, das versteht unsereiner auch?“ Pfarrer und Schulze aber unterm Baume sehen ganz besonders vergnüglich drein, und selbst der „guldene Löwe“ im Wirthshauschilde macht, wie es scheint, einen lustigen Satz in die Luft. — Ja, ja, so war es dazu mal, wo die Erbprinzen noch was Besonderes zu regieren hatten. Heute sind die Zeiten anders geworden und die Erbprinzen werden nicht mehr mit solchen Reisen gequält. Die großen Regierungsjorgen sind den kleinen Herren abgenommen worden, und wie es den Regierten geht — fragt den „Gänsejey“, der es inzwischen bis zum wohlbestallten Dorfhirten und Nachtwächter gebracht und als alter Mann dem Maler dieses Bildes die ganze Geschichte berichtet hat.

Daß das Regieren und Hüten, wie der Schulmeister sagt, ein schwieriges Handwerk ist, beschwört Sepp heute noch, und was der Erbprinz auf seiner Reise gelernt hat, — laßt's euch von Bismard erzählen. p.

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Französisch.)

Le diable ne prend tout ce qu'on lui donne.

Was hilst's, daß mein gerechter Haß
Dich in die Hölle sucht?
Der Teufel nimmt nicht Alles, was
Man ihm zu geben sucht.

La cour de Rome ne veut brébis sans laine.

Rom läßt Jedem zu sich herein,
Ohne Geld nur darf er nicht sein. —